

# Einleitung

Mit vier fragte ich meine Großmutter, ob sie mir ein Stück Garten für »meine« Blumen gäbe. Sie war ausschließlich Gemüsegärtnerin und, in meiner Erinnerung, mit ihrem großen Gemüsegarten aufs Engste verbunden. Sie hatte zwar wenig Verständnis für meine Blumenvorliebe, aber konnte sie – selbst eine praktische Frau – einem Vierjährigen einen solchen Wunsch abschlagen? Es blieb nicht beim ersten Quadratmeter ... Mit sechzehn Jahren folgte die Landschaftsbaulehre, mit zwanzig die Floristenzusatzlehre und dann von 1981 bis 1984 das Studium der Landschaftsarchitektur am Technikum Rapperswil. Das war ein Glücksfall. Was ich bis dahin, trotz der sehr guten Lehrstellen, immer vermisst hatte, war der Einblick in die Welt des »wirklichen Gartens«. Ich reiste damals viel, immer waren Gärten das Ziel. Auch meine Eltern besuchten mit uns vier Kindern Schlösser, Klöster und Gärten – was nicht immer auf Gegenliebe stieß. Mit mir Jüngstem unternahmen sie manche zusätzliche Reise zu Gartenschauen in Hamburg, Stuttgart, Bonn, Kassel oder München. Ich wusste also, was »Gärten« sein können. Nur: Da, wo ich arbeitete, waren es Grünflächen, Freiräume, Anlagen. Nicht wirklich Gärten. Von meinen drei Lehrern Dieter Kienast, Jürg Altherr und Peter Erni bekam ich nun den von mir ersehnten Einblick.

Das Studium selbst erschien mir damals wie eine Gehirnwäsche. Nichts mehr war wie zuvor. Alles wurde hinterfragt. Körperverhältnisse, Raumcharaktere, Sehgewohnheiten, Nutzungsstrukturen, Umweltverhalten. Nach dem Studium musste ich feststellen, dass »Gestalten« für mich vorerst nicht mehr möglich war. Jede Gestaltung bedingt Zerstörung. Durfte ich das, wollte ich das? Die Verunsicherung war groß und es dauerte sieben Jahre, bis ich das Erlernte in der ersten Baustelle umsetzen konnte: am Hirschengraben in Zürich mit der Wiederinstandsetzung der Lüftungsschächte für die S-Bahn, und zeitgleich die Neuanlage des Kinderspielplatzes Schärrewiese Zürich-Höngg über einer Tiefgarage. In jenen zermürenden Jahren der totalen Hinterfragung jedes Bleistiftstrichs hatte ich jedoch das Glück, in die Gartendenkmalpflege einzusteigen.

Während meines Studiums hatte ich viel gelernt, allerdings kaum etwas über historische Gärten. Gartenkultur war weit gefasst: Das Fach behandelte interessante Analysen wie zum Beispiel den Barockgarten anhand des Buches *Die höfische Gesellschaft* von Norbert Elias. Dabei versuchten wir nicht nur Versailles planerisch über Strukturanalysen zu begreifen, sondern wir lernten auf einer Exkursion in Vaux-Le-Vicomte uns »barock« zu bewegen, zu gehen, zu fühlen. Ein Fach Gartendenkmalpflege gab es nicht, nicht einmal das Wort hörte ich während meines Studiums.

*Der Kaktusfreund*, um 1860, betrachtet bei Carl Spitzweg seinen kleinen Liebling. Zu allen Seiten hin ist der Garten geschützt, so können sich die Pflanzen in Ruhe entfalten, der Besitzer ungestört seine Freuden genießen. Spitzweg zeigt einen »Locus amoenus«, einen lieblichen Ort, eine Idylle, in welcher der Mensch in harmonischer Eintracht mit der Natur lebt. Er erfüllt damit eine Utopie, nach der wir uns alle sehnen.